

Georges Wieland

## **Varianten früher Erotik**

Eine Art Vorwort: "Was ist Wahrheit?", fragt Pilatus, der große Skeptiker, und stellt damit die tiefste aller Fragen. Meine Autobiographie schildert nicht die Wahrheit im Sinne der Authentizität. Ich erzähle die eigene Geschichte meiner Kindheit und Jugend, als wäre sie von jemand anderem. Mehr Redlichkeit gewinne ich dadurch nicht, aber mehr Freiheit. Die Freiheit der Gestaltung meiner Erinnerungen. Erinnerung weicht ab von der Authentizität, Gestaltung weicht ab von der Erinnerung. Also was bleibt? Es bleibt eine Form der Teilhabe am Vergangenen. Sie ist der Gegenstand dieser Texte. Wichtiger als der chronologische Ablauf der Ereignisse war mir eine thematische Gliederung. Ich wünschte, es wäre mir gelungen zu vermitteln, was meine Kindheit und Jugend, was jede Kindheit und Jugend, aufs Schönste auszeichnet: Ihre Intensität.

## **Die Quartierjungen und das Birsigtunnel**

Der beliebteste Tummelplatz, wo die Jugend aus dem Quartier ihre Zeit zubrachte, war der Birsiggraben. Der Birsigbach, der in einem künstlich angelegten kaum mehr als einen Meter breiten und etwa 40 cm tiefen Bett eingefasst war, führte wenig Wasser. Zu beiden Seiten gab es viel Platz für den fröhlichsten Aufenthalt der Quartierjugend. Man kletterte über das Gelände, das dem Graben entlangführte, die Kleineren schlüpfen unten durch, und stieg die Eisenhaken, die an zwei Stellen in die Mauer eingerammt waren, wie auf einer Leiter hinunter. Zwar war dies wegen angeblicher Unfallgefahr verboten, doch es setzte sich längst die Einsicht durch, dass das Überqueren einer Straße in der Stadt um vieles gefährlicher sei. Polizeibeamte, die gelegentlich vorbeischaute, begnügten sich damit, in halbherziger Erfüllung der ausgehängten Verordnung, die kleinen Delinquenten heraufzupfeifen und ihren Rundgang ohne weitere Kontrolle fortzusetzen.

Wo gegen die Innenstadt hin der Birsiggraben endete, verschwand das Flüsschen unter den Häusern. Zwei von einer Mauer getrennte Gewölbe, die weiter hinten zu einem unterirdischen Gang zusammenstießen, bildeten einen doppelten Tunnelleingang. Der Bach floss unter dem rechten Eingang in die Unterwelt, strömte

unter der ganzen Stadt hindurch und mündete nach etwa zwei Kilometer in den Rhein.

Was für ein herrliches Abenteuer, im Licht einer Taschenlampe dem unterirdischen Flüsschen zu folgen. Bald einmal zeigte sich ein fernes Licht, der Tunnelausgang, und eine Weile später stand man am breiten Strom, am Rhein, an den Wassermassen, die unter den Augen der Höhlenforscher träge vorbeiflossen. Da kannten die Polizisten keine Toleranz. Doch die Anziehungskraft dieser Unterwelt war unwiderstehlich. Die Buben im Quartier, insbesondere die Dreierbande, Bernhard, Fritz und Strittmatter, dieser vor allen, das Alphantier, den man immer nur beim Nachnamen nannte, was seiner Stellung einen höheren Nimbus gab, sie fühlten sich geborgen im Halbdunkel des Eingangsbereichs und tiefer im Tunnel im Schein einer Taschenlampe, im Rauschen und Plätschern des Birsigbachs, im Geruch der Abwässer, die ihm stellenweise von beiden Seiten zuflossen. Hier waren sie unter sich, weg von den lästigen Aufgaben, die ihnen die Erwachsenen aufbürdeten, weg von deren Misstrauen, von deren vorwurfsvollen Blicken und deren Tadel, hier fühlte sich die Buben in schönster Übereinstimmung mit sich selber. Das Verbotene an diesem Ort gehörte als zusätzlicher Reiz dazu. Es kam vor, dass Polizeibeamte, üblicherweise zu zweit, selber in den Graben stiegen und die Fehlbaren, wenn sie sie erwischten, wieder in die Oberwelt zurückholten und ihre Namen und Adressen notierten. Was für eine Störung des Hausfriedens, wenn die Eltern die Buße bezahlen mussten. Papa Metzger stieg das Blut in den Kopf, Mama beschwichtigte, „... es sind doch gesunde Buben, du hast doch in deiner Jugend sicher auch ...“

So etwas durfte sich nicht wiederholen. Strittmatter legte den Plan vor. Dieser setzte voraus, dass man im Dunkeln über den Birsig springen musste. Das brauchte Mut, obwohl es einfach war. Man zählte zuerst die Schritte von der Seitenwand bis zum Bach, lange Schritte, dann kehrte man zur Wand zurück, rannte die Anzahl Schritte, eins, zwei, drei, vier und hopp. Strittmatter machte es vor, Fritz und Bernhard folgten. Die Dreierbande hatte bald Gelegenheit zur Umsetzung des Plans; das Unternehmen geriet zu einem Triumph. Als die Zweierpatrouille am Geländer zum Graben gesichtet wurde, lümmelten die drei auf der einen Seite des doppelten Eingangs zum Tunnel herum. Die Beamten winkten sie herbei und so kam man zum entscheidenden Augenblick: Wagte man den Ungehorsam gegen den Staat? Strittmatters Plan verlangte das. Die drei zogen sich langsam ein paar Meter in den Tunnel zurück. So kam es, dass die beiden Polizisten aus Pflichtgefühl oder auch aus Lust auf

Abwechslung in ihrem ereignislosen Kontrollgang in den Graben hinabstiegen und auf den Tunneleingang zuzogen, wo die drei Delinquenten sich schrittweise zurückzogen, je mehr der Feind vorrückte.

„Hierher, ihr da, macht keine Dummheiten“, riefen die Gesetzeshüter. Vergeblich, die Dreierbande verschwand in der Nacht des Tunnels, setzte, wie zuvor ernsthaft trainiert, über den Bach und gelangte durch das von der Stützmauer getrennte Gewölbe wieder ins Freie, während die Beamten auf der Gegenseite noch ins Dunkle starrten. Die drei feierten ihren gelungenen Streich mit Gejohle und machten sich aus dem Staub. Schön, wenn die geprellten Staatsdiener ihre Niederlage mit Grinsen zur Kenntnis genommen haben.

„Kommst du mit? Wir gehen in den Tunnel“, fragte Strittmatter. „Was macht ihr dort?“ wollte Maria wissen. „Wir machen ein Feuer, ein Feuerschiff.“ Das war Bernhards Idee gewesen. Er hatte im Kleidergeschäft am Barfüßerplatz, Ecke Falknerstraße, um eine große gebrauchte Kleiderschachtel gebeten. Man passte den unteren Teil der Schachtel in den Deckel ein und belud das Floß mit einem Berg zerknüllter Zeitungen. Vor dem Tunneleingang hielt Bernhard die Schachtel, auf dem Bauch liegend, über das Wasser, Fritz kauerte neben ihm und zündete die Zeitungen an. Hatte das Papier richtig Feuer gefangen, senkte Bernhard das Feuerschiff auf die Strömung, und so glitt das brennende Floß hinein in die Tunnelnacht und die Buben und Maria rannten mit, soweit es die Sicht erlaubte. Dann blieben sie stehen und schauten dem flackernden Brand nach. Leuchtflecken zuckten über die schwarze Tunnelwand, das Feuer wurde kleiner und schwächer, bis es schließlich wie der letzte Funke eines Kerzendochtes erlosch und die drei Jungen und das Mädchen im Halbdunkel zurückließ.

Unschlüssig standen sie beieinander, das Unternehmen war vorbei, man musste sich etwas Neues einfallen lassen. Verlegenheit erfasste sie alle, die drei Jungen blickten auf das Mädchen. Maria, wenig kleiner als sie, blickte zu ihnen auf, aber man konnte im Dunklen die Blicke nicht deuten. Da unterbrach Strittmatters Stimme die Stille: „Sag mal, du, was hast du eigentlich unter deinem Rock?“ Maria, von der überraschenden Unterbrechung aufgestört, holte tief Atem, sie wartete eine kurze Weile, dann plötzlich drehte sie sich weg, hob ihren Rock hoch streifte die Unterhose über die Knie hinab, bückte sich und streckte den verblüfften Jungen, Aggression und Einladung zugleich, ihren Po hin, eine helle formschöne Nacktheit im Dunkel des Birsigtunnels. Strittmatter

war der erste, der gleich die Hand darauf klatschte. „Aua!“, rief Maria und wartete. „Du bist dran“, sagte Strittmatter. Fritz schlug zu. „Aua!“, rief Maria erneut. Bernhard zögerte. Da hörte er Maria sagen: „Mach schon.“ Er näherte sich, fuhr mit der Hand streichelnd über ihren Po. Das war Maria im Unterschied zu den groben Schlägen zu viel. Sie richtete sich auf, zog rasch die Unterhose hoch und floh dem Ausgang zu. Die drei blickten ihr nach, ein verlegenes Kichern, dann folgten sie wortlos, kletterten ebenso wortlos aus dem Birsiggraben über das Geländer, gingen mit knappem Gruß auseinander und trugen die seltsame Erfahrung mit sich nach Hause.

Ein Jahr nach dieser Begebenheit, es war im Jahr 1948, begannen Arbeiten einer Planung, welche die Stadt Basel schon vor langer Zeit in Auftrag gegeben hatte: Der Birsiggraben sollte überdeckt und der gewonnene Platz als Parkplatz verwendet werden.

Bernhard und Fritz empörten sich nicht wegen der Zerstörung des spätmittelalterlichen Stadtbildes, sie bangten um den Verlust ihres Abenteuerreviers. Und sie lachten fröhlich, als Strittmatter in seiner überheblichen Art – ohne im Geringsten daran zu glauben – verkündete: „Wir verhindern das!“ Allerdings beschlossen sie, und dies mit fragwürdiger Lust, die Arbeiten wo immer möglich zu erschweren und so das feindliche Unternehmen hinauszuzögern. Dachte Bernhard zurück, noch lange nachdem er Basel verlassen hatte, kamen ihm vor allem zwei „Heldentaten“ in den Sinn, die damals die Dreierbande, der sich angesichts der Bedrohung schnell weitere Buben und Mädchen aus der Anwohnerschaft anschlossen, angeführt hatte. Und er war in der einen Sache auf besonders heikle Art verstrickt.

Die Arbeiter hatten im Birsiggraben Holzbaracken aufgestellt, Mannschaftsräume, worin sie sich umkleideten, worin sie den Mittagsimbiss einnahmen und in einem Nebenraum Werkzeuge deponierten. Eine dieser provisorischen Behausungen stand tief im Eingangsbereich des Tunnels, auf günstige Weise abgeschirmt von den Blicken der Passanten. Nach Feierabend galt es, diese „Basis des Feindes“, wie Strittmatter es nannte, aufzusuchen, vielleicht war es ja möglich den Ort aufzubrechen. Und wirklich, es gab viel zu tun. Neben der Baracke war eine Leiter an der Tunnelwand angelehnt und dabei stand auch ein Schubkarren. Zur großen Überraschung der Angreifer war weder die Tür zum Mannschaftsraum noch die zum Werkzeugschuppen verschlossen, was unter ihnen ein verfrühtes Siegesgeheul auslöste. Lotti, die in der Steinenvorstadt

wohnte und die sich mit heißem Kopf an der Sache beteiligte, musste am Tunneleingang Wache stehen. Im Werkraum fanden sie eine Hobelbank, Schaufel, Hacke, Schlegel, Hammer, Kelle, Mörtelkübel, eine Wasserwaage ... Im Aufenthaltsraum nebenan standen schmale Blechschränke für die Arbeitskleidung, ein Tisch, einige Hocker, ein Gasherd. Die Bande wusste vorerst kaum, was sie hier sollte. Fritz schlug vor, was allen Beteiligten sofort einleuchtete: „Wir verstecken die Werkzeuge, dann können sie nicht mehr arbeiten.“ „Wir verstecken ihre Arbeitskleider“, sagte Lotti, die ihren Wachplatz aus Neugier aufgegeben hatte, „dann machen sie ihre Alltagskleider schmutzig.“ Die Buben grölten vor Vergnügen. „Wo ist Maria?“ fragte Bernhard. „Sie kommt nicht“, sagte Lotti. „Warum?“ Lotti zuckte die Achseln.

Bernhard schüttelte seine Gedanken an Maria ab und wandte sich an alle, mahnte, sich nicht durch das Gejohle zu verraten und sich zu beeilen. Es schien, dass ihm am Erhalt des Bisiggrabens in besonderer Weise gelegen war. Er begann sich von einem verlässlichen Mitläufer zu einem entschlossenen Aktivist zu wandeln. Und er wusste Bescheid, er kannte diese abgeschiedene Welt unter der Stadt am besten. Oft war er, wenn er der beschwerlichen oberen Welt ausweichen wollte, alleine bis zum Rhein vorgestossen. So anders war es hier unten, so erregend!

Er bestimmte gleich, wohin man das Werkzeug und die Arbeitskleider hinbringen und gut verstecken konnte. Es mündeten tiefer in der Unterwelt schmale und niedrige Seitengänge in den Haupttrakt, aus denen je nach Wetterlage bald rauschende Bäche strömten oder stinkige Rinnsale flossen. Wenn sich die jungen Rebellen duckten, konnten sie tief in den Schacht eindringen und dort die entwendeten Werkzeuge und Arbeitskleider hinschmeißen. Lotti musste mit einer Taschenlampe den Buben leuchten, die nacheinander die einzelnen Beutestücke in das Versteck trugen. Es war einfach, die Leiter zu zweit so weit als möglich in den Tunnel zu tragen und der Länge nach auf Kommando hin und her zu schwenken und ho, ho, ho, los in den Birsig fallen zu lassen; lustig sprudelte die Strömung über die Sprossen dahin; der Schubkarren fand ein Versteck in einem Seitenkanal.

Nachdem alles Mögliche weggeschafft war, begann Bangigkeit die Übeltäter zu beherrschen. Man hatte sich am Schluss im Mannschaftsraum versammelt und die Hocker umgeworfen. „Weiß jemand, wie der Gasherd funktioniert?“, unterbrach

Strittmatter das verlegene Beisammenstehen. „Einfach“, erklärte Bernhard, „Zündholz daranhalten und aufdrehen, wenn es nicht brennt, muss man den Hahn am Gasbehälter aufdrehen, dort unter dem Tisch neben dem Herd.“ Sie blickten einander an, Strittmatter zeigte sein Grinsen, Bernhard schüttelte den Kopf, „ein andermal, abhauen jetzt und Maul halten“, sagte er. „Denkt euch was Passendes aus, falls gefragt wird, wo ihr zu dieser Zeit gewesen seid!“ fügte Strittmatter hinzu.

Es gab viel zu reden im Quartier, die Polizei intervenierte, Detektive schnüffelten in der Umgebung, eine Anklage gegen Unbekannt wurde erhoben, wie Papa Metzger zu erzählen wusste. „Hast du etwas damit zu tun?“ Bei dieser Frage blieb es. Bernhard schüttelte den Kopf, Papa bohrte nicht weiter, Metzgers hatten kein Interesse in das Geschehen verwickelt zu werden, der Besuch eines Beamten blieb aus, ebenso eine Vorladung.

Klar, dass die Kinder im Quartier nicht verhindern konnten, was die Stadt beschlossen hatte. Längst überdeckt ihr einstiges Paradis zwischen Heuwaage und Barfüßerplatz ein zweckmäßiger Parkplatz, der den Stadtverkehr zwar nicht entlastet, sondern mehr Fahrzeuge anzieht, und die alten Wohnhäuser am Bachgraben mussten modernen Wohnblöcken weichen. Auf Besuch in Basel denkt Bernhard gerne zurück an den Birsiggraben, und Melancholie überkommt ihn, wenn er entlang banaler Fassaden ordentlich ausgerichtet Auto an Auto stehen sieht, wo sich einst Kinder am Birsigbach tummeten, lärmten und spielten ...

### **Der vierte Vater**

Bernhard war fünfzehn Jahre alt, als die folgende Begegnung oder besser Nicht-Begegnung stattfand. „Komm, ich zeige dir deinen Vater“, so sagte seine Mutter eines Tages unvermittelt zu ihrem Sohn. Ihr Mann hieß unter ihnen „Papa“; „Vater“ dagegen, das war der andere, der Abwesende. Bernhard wusste auch später nicht recht, was damals in seiner Mutter vorging, wen sie im Grunde wem zeigen wollte. Womöglich wollte sie befolgen, was sie irgendeinmal tun zu müssen glaubte, wollte es aber bloß halbherzig oder vielleicht, wie sich zeigte, gar nicht. Bernhard schaute verwundert zu ihr hoch. Zwar wusste er annähernd über diesen Vater Bescheid, er hieß Georg Allemann. Seine Mutter hatte über die Zeit hinweg auf Fragen geantwortet, die er nie gestellt hatte. Er erfuhr, dass dieser Mann bereits verheiratet war, als sie ihn

kennenlernte, dass er zwei Söhne hatte, und dass sie von alledem nichts wusste. Man munkelte, er habe im Krieg für Deutschland spioniert, er sei einmal, erzählte sie, nachts bei strömendem Regen völlig durchnässt bei ihr aufgetaucht, angeblich auf der Flucht mit dem Velo vor Grenzsoldaten. Oft sei vorgekommen, dass er sich plötzlich hinter einer Zeitung versteckte, wenn sie zusammen in einem Restaurant saßen. Erst viel später überlegte Bernhard, dass dieser Vater kein Spion zu sein brauchte, wenn er sich vor Leuten verstecken musste, die ihn nicht sehen sollten mit seiner Mama. Er, Bernhard, sagte sie einmal, sei eben ein besonderes Kind, und fast schwärmerisch fügte sie hinzu: ein Kind der Liebe. Auch hiezu fragte er nicht, was sie damit meine, und später nicht, ob diese Überzeugung auch für seinen Vater zugetroffen habe. Dass er aber ein besonderes Kind sei, das glaubte er, darauf bestand er, das diene ihm und half ihm über Vieles hinweg. Und nun wollte ihm also Mama diesen Vater zeigen. Man nahm das Tram zum Messeplatz. Die Mustermesse stand bevor und in den Ausstellungshallen wurden allerlei Aufbauten, Gestelle, Präsentiertische, Schaukästen gezimmert, der Ort erdröhnte vom Hämmern, Bohren, Sägen und von den Zurufen der Handwerker. Herr Allemann war allerdings kein Handwerker, er war ein Aussteller und besprach sich mit anderen Geschäftsherren. Frau Metzger lief mit ihrem Sohn durch eine Gasse zwischen den Gestellen, nach wenig Schritten blieb sie stehen, zeigte geradeaus, "dort", sagte sie. Bernhard schaute in die angegebene Richtung, und schon zog sie ihn am Arm rasch wieder weg, machte kehrt und lief zurück. Erst beim Ausgang blieb sie stehen und fragte: "Hast du ihn gesehen?" Er schüttelte den Kopf und auf Mamas fragenden Blick sagte er: "Welcher von den drei?" "Wie welcher?" "Es standen drei Männer dort, ich weiß nicht, welcher es war."

Dabei blieb es, bis Bernhard eine eigene Initiative ergriff. Er hatte alles geplant. Die Absicht, die er schon lange mit sich trug, konnte verwirklicht werden: Mama weilte zur Kur in Davos, Tuberkulose, ein Schatten, der ihr Leben und das der Familie über die Zeit hinweg begleitete. Papa besuchte sie und würde erst am nächsten Tag zurückkommen. Bernhard hatte den Brief rechtzeitig aufgegeben. Noch heute erinnert er sich, was er seinem abwesenden Vater, Georg Allemann, geschrieben hatte. Im Brief konnte dieser Vater lesen, dass sein jüngster Sohn ihn an dem darin bezeichneten Abend treffen wolle, an der Mittleren Brücke vor dem stadtbekanntem Café Spillmann, (heute: Davidoff, cigars) abends um sieben Uhr. Der einzige Wunsch, den er habe, sei, ihn einmal zu sehen, um die Vorstellung, die er sich von ihm mache, zu enträtseln. Nichts Weiteres, garantiert! Und ob es ihn denn nicht Wunder nähme zu sehen, was

für einen Sohn er auch noch habe. Die Anrede machte Bernhard zu schaffen. War "Lieber Vater" das Richtige? Oder gar "Mein lieber Vater"? Schließlich unterdrückte er jegliche Gefühle, die sich unversehens in ihm zu regen begannen, und schrieb: Sehr geehrter Herr Allemann.

Es war ein heiterer Sommerabend. Bernhard bereute längst seinen Mut, als er sich auf den Weg machte, ein Schuljunge der letzten Sekundarklasse mit einem großen Vorhaben. Doch was er sich einmal vorgenommen hatte, musste in jedem Falle ausgeführt werden. Er trachtete danach, sich pünktlich vor dem Café einzufinden. Man sieht von dort, wie die träge Wasserflut des Rheins unter der Brücke verschwindet. Auf der anderen Straßenseite erhebt sich die Figur einer jünglingshaften Amazone, die ein Pferd hinter sich herführt, und schräg gegenüber an der Ecke streckt der sogenannte 'Lällekönig' über dem Eingang zum gleichnamigen Restaurant jedes Mal die Zunge heraus, wenn sich die Tür öffnet. Bernhard hatte sich vorgenommen, exakt eine Stunde zu warten. Im belebten Abendverkehr musterte er fiebrig die Leute, die kamen und gingen, blickte in die Gesichter der männlichen Passanten. Wer würde auf ihn zukommen, den Blick auf ihn heften? Was würde er sehen? Ein liebes Gesicht, ein mürrisches, neugieriges, gleichgültiges? Die Zeit nach sieben Uhr ging quälend langsam vorbei. Gegen acht begann Bernhard sich damit zu befassen, dass er vergeblich gekommen war, dass er gleich diesen Ort verlassen würde. Unschlüssig sah er sich um. Vielleicht, dachte er, war er ja gekommen, vielleicht hatte er mich aus Entfernung beobachtet, wie ich Ausschau hielt nach ihm, und das hatte ihm genügt. Er zählte die Schläge der Uhr von der Martinskirche über ihm auf dem Münsterhügel. Beim achten Schlag würde er weglaufen.

Der achte Schlag erklang, sein Vater war nicht gekommen. Da beschwerten Enttäuschung und Einsamkeit seine Brust. Er fror. Eine Art Schwindel erfasste ihn, als wäre eine Stütze weggebrochen, die ihn in seinem Innern, wer weiß wo, gehalten, und die er bis zu diesem Zeitpunkt nicht deutlich wahrgenommen hatte. Dieser Zustand dauerte nicht lange. Er machte sich auf den Heimweg über den Marktplatz zum Barfüßerplatz. Viele Menschen waren unterwegs und genossen den hellen, warmen Sommerabend. Er nahm nichts davon wahr, die Außenwelt verzitterte zu diffusen Bildern. In seinem Innern dagegen herrschte Tumult. Vielleicht hatte auch dieser Herr Allemann Angst, sich auf die Begegnung einzulassen, dachte er jetzt, aber im Unterschied zu mir ist er ein Feigling ... Und wie er nun durch die Steinenvorstadt auf



sein Haus zuring am Klosterberg, kam ihm ein stolzer Gedanke. Er atmete kräftig ein, als wolle er die gesamte Welt in sich aufnehmen. Er erhob sich innerlich und er entschied: Ich brauche dich nicht, ich werde meinen Weg alleine finden und alleine gehen. Und so geschah es wohl, dass er an diesem Abend als Jüngling sein Haus verlassen hatte und als Erwachsener in sein Haus zurückkehrte.